

Frank Thomas Brinkmann

Gott in Szene setzen

Bibelperformance und Religionstheater im Unterricht

VORSCHAU

Vandenhoeck & Ruprecht



netzwerk
lernen

[zur Vollversion](#)

Inhalt

Vorwort	7
Text-Schau-Spiele und Religions-Stück-Werke	
Biblio-Performances und Sinn-Inszenierungen im Religionsunterricht. Zur Einführung	9
Was ist süßer als Honig und stärker als ein Löwe?	
Von einem Gotteskrieger auf Abwegen, der Problematik scharfer Messerschnitte und dem besonderen Zusammenhang von Licht und Liebe	19
<i>Simson Reloaded</i>	27
Die Hunde sollen Isebel fressen!	
Von wild entschlossenen Propheten, den Früchten umstrittener Religionspolitik und einer recht speziellen Himmelfahrt	57
<i>Elia: Held oder Massenmörder?</i>	65
Der Himmel ist voll mit Regen, oh Gott!	
Von Schicksalsschlägen, Binsenweisheiten und dem göttlichen Schlussstrich durch jede einfache Logik	95
<i>Hiob - Shortcuts</i>	103
Tausend Jahre sind ein Tag, ja???	
Von eigentümlichen Engeln, Langschläfers (un-)möglichen Nachfahren und dem fehlenden Zusammenhang zwischen Heils- und Speiseplänen	127
<i>Aal und Leber. Was Jesus auf die Pizza nahm</i>	136
Endzeit-Partykörper?	
Von biblischen Weltuntergangsstimmungen, himmlischen Partygesprächen und der möglichen Wirksamkeit irdischer Allversöhnungsgeschichten	169
<i>Die Theke am Ende der Welt</i>	179



Vorwort

Der Unterricht wird zum Lokaltermin! Kann sich noch jemand an diesen großartigen Satz erinnern, oder womöglich genauer: an das wunderschöne Jugendbuch *Das fliegende Klassenzimmer*? Auf unvergleichliche Weise erzählt hier Erich Kästner von jener begnadeten Lehrkraft, der es dank einer grandiosen Idee und einem sensationell innovativen Konzept tatsächlich gelingt, eine völlig inhomogene Lerngruppe mit absolut verschiedenen, schwierigen Charakteren zu einer geschlossenen Einheit zusammenzufügen – und dabei auf beschwingte Weise eben nicht nur den Katalog wichtiger Bildungsinhalte, sondern auch grundlegender Kompetenzen zu entfalten: Ein Theaterstück wird entwickelt, einstudiert, aufgeführt!

Neben dem Klassenzimmer funktioniert der Internatslehrer Dr. Johann »Justus« Bökh als couragiertes pädagogisches Naturtalent auch weitere Teile des gesamten Schulkomplexes zu einer einzigen, großen Schaubühne um, um dort jenen ganzheitlichen Unterrichts stattfinden zu lassen, in dem er nun seinen Stoff nicht mehr lehrt oder vermittelt, sondern in Szene setzt und erlebbar macht. Und weil er an größeren Sequenzen des Skripts, am Design der Kulissen, an der Gestaltung sämtlicher Kostüme und letztlich auch an der Aufführung des Lernspiels selbst seine Schüler (im Urtext des Kinderbuches ist es tatsächlich eine Einrichtung »nur für Jungen«!) beteiligen konnte, stehen sie halt nicht mehr »vor« der Materie, sondern stecken mitten drin: Der introvertierte Einzelgänger Jonathan, der etwas begriffsstutzige, dennoch gutmütige Matze, der scheue, ängstliche Uli, der fleißige, aber arme Martin, der distanziert-arrogante Sebastian – sie alle finden zu sich selbst, zueinander und zum Leben, weil ihnen der Unterricht ein Forum zur Bildung und Entfaltung hat bereitstellen können. Ein toller Roman, aber eben auch ein fantastischer Entwurf!

Auch für den Religionsunterricht? Ja, ganz besonders. Nicht von ungefähr wird seit einiger Zeit sehr intensiv darüber nachgedacht, wie und warum Religion in der Schule zur Inszenierung gebracht sein will: Weil Religion etwas Lebendiges ist, etwas, in das man sich hineinerleben muss, um zu begreifen. Religionsbildung ist auch eine Aufführungskunst! Szenenwechsel also? Der vorliegende Band möchte dazu einladen. Er enthält fünf – zwar einerseits fertige, aber doch jederzeit wan-

delbare – Bühnenstücke; sie können in einem fliegenden Klassenzimmer direkt zum Einsatz kommen, aber auch reichlich Impulse zur eigenständigen Arbeit geben. (Mögen Religionslehrerinnen und -lehrer ruhig wagen, Ähnliches mit ihren Schülerinnen und Schülern zu fabrizieren!) Entstanden sind diese Bühnenstücke in Religionstheater-Werkprozessen, die über die Kooperation mit der einzigartigen Schauspielgruppe *Seraphim Performance* ihre ganz besonderen Energien, ihre dynamischen Styles entfalten konnten. Dieser Truppe soll die Freundschaft und Wertschätzung des Verfassers gezollt bleiben; gern denkt er an die Arbeit mit den Seraphen zurück, die sich an den hier zum Druck gebrachten Stücken beteiligt haben. Namentlich sind es

Daniel Barthmann / Jessica Behrenberg / Monique Brandes
 Nils Heutehaus / Dennis Jäschke / Tom Kadlubek
 Philipp Koke / Björn Nowak / Jan-Philipp Pietrzyk
 Denise Ratzkowski / Dennis Schieser / Sonja Schneider
 Robert Seidel / Antonia Uhle / Kim Westerhaus
 Sabrina Westerhaus / Torsten Wiludda

Als Regisseure und Schauspielerinnen, Lichttechnikerinnen und Toningenieure, Bühnenarchitekten und Kostümdesignerinnen, Filmemacher und Plakatgrafiker haben sie ihre ganz eigenen Anteile an diesem Buch.

Ein weiteres herzliches Wort der Verbundenheit geht an Frau stud. theol. Frauke Hill. Sie hat alle Drehbücher mehrfach auf sprachliche Akkuratess, fachliche Plausibilität und didaktische Passgenauigkeit befragt – und immer wieder wichtige und hilfreiche Tipps bei der Arbeit an den kurzen thematischen Einführungen vorgetragen. Ein Lob ist nicht genug!

Zuletzt soll Frau Denise Groth und dem Verlag Vandenhoeck & Ruprecht gegenüber meine Freude darüber zum Ausdruck gebracht werden, dass sie an dieses Buch geglaubt und seine Entstehung mit enormer Aufmerksamkeit begleitet haben.

Allen gilt meine uneingeschränkte Dankbarkeit!

Gießen, am 31. Oktober 2012

Frank Thomas Brinkmann

Text-Schau-Spiele und Religions-Stück-Werke

Biblio-Performances und Sinn-Inszenierungen
im Religionsunterricht
Zur Einführung

*Denken Sie an das Lamm Gottes.
Wenn das Fleisch der Welt abgewetzt wird,
bleiben nur Metaphern übrig.*
Mike Carey: The Unwritten. Leviathan

Immer weniger Menschen machen Erfahrungen mit der Bibel! Überschaubar wird die Zahl derer, die von, mit und aus der Bibel lernen! Die Bibel ist kaum noch in Gebrauch!

Wer einmal die christlich-theologischen und kirchlich-religiösen Klagemauern der vergangenen Jahrzehnte bis in die Gegenwart hinein abschreitet, wird diese und sinnverwandte Wehrufe wohl in einer gewissen Dichte vernehmen. Und nicht allein auf frommen Schauplätzen, auch in anderen Szenarien begegnet man solchen Seufzern: Oftmals findet sich dann die traurige Basisnote ausgebaut zu (oder kombiniert mit) einem Lamento über den Zerfall der Sitten, des guten Anstands, der Kultur und der Bildung.

Gleichwohl, es gilt als Tatsache: Bibelkenntnis ist (und bleibt) rückläufig. Viele religionspädagogische bzw. -didaktische Neuansätze der letzten dreißig, vierzig Jahre haben diesen Sachverhalt nicht nur konstatieren, sondern auch empirisch absichern können. Sicher, einige haben dabei auch eher schlicht bei den bekannteren Schlagzeilen angesetzt, sie quasi zu einer diagnostischen Kurzformel umformatiert und einem neuen Therapievorschlagn (oder ein Rezeptbuch) vorangestellt: So konnte man zu Beginn der 1990er-Jahre einen durchaus qualifizierten bibeldidaktischen Ansatz mit der pathetischen Erklärung einleiten, dass die Bibel nicht allein ihren selbstverständlichen Rang als Hausbuch, als Quelle von Rat, Trost und Lebensorientierung eingebüßt habe, sondern auch zunehmend aus dem Bewusstsein und der Lebenspraxis der Zeitgenossen verschwinde – was ja wohl letztlich auf mediale Bilderfluten, radikal veränderte Wahrnehmungsgewohnheiten und Überschwemmungen mit inhaltsloser Sprache zurückgeführt werden müsse.

Auch gegenwärtig begegnet man solchen Einschätzungen noch weithin. Es gehört beinahe zum guten Ton, Bildungsverlustmeldungen mit Medienschelte zu verknüpfen oder Traditions(ab)brüche zu beschwören, sobald Kirchenbesuche ausbleiben oder Bibelkenntnisse sich nur noch in ländlichen Gegenden abrufen lassen. Selbst sachdienliche und gute didaktisch-methodische Ratgeber verlieren dabei an Qualität, weil sie im Theoriedesign nicht ohne eindimensionale Erklärungsmuster bzw. ohne sonderbare (un)logische Reihen auszukommen scheinen. Denn selbstverständlich ähnelt es einer populistischen Argumentationskette, wenn aus lückenhaften Symptombeschreibungen (Zukunfts-)Prognosen oder (Fehler-)Diagnosen hergeleitet – oder gar plausible therapeutische Konzepte entwickelt werden wollen. Zu Recht hält man irritiert inne, wenn es einmal mehr heißt:

1. Die Bibel wird immer weniger gekannt und gebraucht und die Menschen werden immer dümmer, grober, roher.
2. Es wird demnächst noch schlimmer kommen, vielleicht sogar ein böses Ende haben.
3. Es gibt so viele Fernsehprogramme, Computer, Videospiele.
4. Man müsste doch ... Mal. Wieder. Genau!

Aber das ist ja so eine typische Geschichte, eine Falle, in die man selbst mitunter hineintappt: Es beginnt in der Regel ganz harmlos, mit einer Feststellung, vielleicht auch aus persönlicher Betroffenheit heraus. Womöglich gelingt es sogar noch, die Faktenlage zu vermessen, einige Hintergründe zu erörtern, Zusammenhänge sachdienlich zu klären. Dann aber spielen sich unqualifizierte Assoziationen ein, unzulässige Querverbindungen werden gezogen, und am Ende münden doch wieder viel zu viele Denksequenzen in das berühmte »Man müsste!« – Es bleibt unbemerkt, wie so manche eigentliche Unsicherheit im Hintergrund aussortiert oder übergangen, wie die eine oder andere Rückfrage schlicht nicht gestellt wurde. Dabei ließe sich doch gerade im Blick auf unsere bewegende Notiz zu rückläufiger Bibelkenntnis eine ganze Liste (mehr oder weniger) notwendiger Klärungsbitten zusammenstellen, etwa: Gibt es eigentlich einen nachweisbaren Zusammenhang von Bibellektüre und Bildungsgrad? Ist die Auswirkung intensiven Bibelgebrauches auf das sittliche Verhalten überhaupt messbar? Korrespondiert biblische Sachkenntnis wirklich mit Denk- und Sprachvermögen? Ist mit dem Bibelbesitz auch das gute Ende aller Dinge verbunden? (»Mit Sicherheit«, werden manche wohl sagen, während andere zugeben dürften, dass es »vermutlich weniger« der Fall ist, als man denkt.) Nun, diese Fragen haben kein einheitliches Niveau, wohl aber dieselbe Grundtendenz, denn sie wollen dort Rechenschaft und Legitima-

tion einfordern, wo gewöhnlich eher vorkritische Schnappschüsse und unterreflektierte Kurzschlüsse dominieren. Man könnte weitere Fragen hinzufügen, ähnlich plakativ: Mit welchen Kriterien und Argumenten lässt sich dem mentalitäts- und geistesgeschichtlichen Entwicklungsprozess beikommen, der häufig unter der Signatur *Traditions(ab)bruch* abgelegt wird? Was ist das eigentlich für ein diagnostischer Apparat, der mit solchen Begriffen und Denkfiguren arbeitet? Und ist es eigentlich schon geklärt, was all dies mit jenem *Ende der Religion* zu tun hat, das die einen beklagen, während die anderen bereits die *Wiederkehr der Religion* feiern?

Vielleicht sollte man die ganze Angelegenheit etwas praktischer angehen und sich weniger auf eigentümlich ideologische Kapriolen einlassen! Bedienen wir uns zunächst einer modifizierten Bömmellogik¹ und setzen bei einer Denkkumkehrung an: Was würde (uns) denn fehlen ohne Bibel? Ein dickes Buch, ein umfangreiches Dokument? Welches Basiswissen können wir dazu abrufen (und herunterspulen)? Die Bibel, das ist ja eigentlich ein Sammelwerk, eine Fülle von Büchern, von Geschichten und Liedern, die ihren Sitz im Leben vielleicht irgendwo am Lagerfeuer einer Stammesversammlung hatten, am Esstisch einer Familie, oder später, am Kinderbettchen eines kleinen Mädchens kurz vor der Schlafenszeit. Üppige Erzählungen, die sich (kaum) einem Genre zuordnen lassen, stehen unvermittelt neben merkwürdig poetischen Einheiten mit eigenem Akzentsystem, tendenziöse Berichte wechseln sich ab mit plötzlichen Singsequenzen frommer Natur.

In Summe sind es literarische Formate, die in der Regel einem bestimmten und konkreten Gebrauch zugeordnet werden sollten. Und auch was den gegenwärtigen Verwendungszusammenhang anbelangt, scheint es durchaus common sense zu geben: Die Bibel gilt als primäre Gebrauchsliteratur der christlichen Religion, in kirchlichen Kontexte gewiss noch deutlicher exponiert, bei rituellen, sakralen Handlungen in besonderem Einsatz. Es ist dieser Verwendungszusammenhang, aber auch in besonderer Weise ihr spezieller Themenfokus, der ihr eine Reihe weiterer Bezeichnungen beschert: Bekannt ist sie unter anderem auch als *Heilige Schrift* (ähnlich: »Heilige Schriften« oder gar respektvoll »die Schrift«), als *Wort Gottes* oder als *Buch der Bücher*. Was deren Inhalt anbelangt, dürfte man aus einer gewissen Distanz betrachtet auf einen Nenner kommen: Geschichten von und über Gott (und sein Verhältnis zu den Menschen) sind es (obwohl sich

1 Die Kunstfigur *Lehrer Bömmel* begann 1944 in dem Film *Die Feuerzangenbowle* seine Erläuterungen zur Dampfmaschine mit jenen Worten, die inzwischen in jede gute Zitatenschatztruhe gehören: »Wat is en Dampfmaschin? Da stelle mer uns janz dumm. Und da sage mer so: En Dampfmaschin, dat is ene große schwarze Raum, der hat hinten un vorn e Loch. Dat eine Loch, dat is de Feuerung. Und dat andere Loch, dat krieje mer später!«

dann doch mit zunehmender Tiefenschärfe jede weitere Vereinheitlichung verbietet). Fragt man nach der medialen Endgestalt dieses literarischen Gesamtprojekts, so wird man in der Regel zunächst auf die handelsübliche Printversion verwiesen, die in einer Reihe populärer Formatierungen (und Übersetzungen) erhältlich ist: Gern als *Volksbuch* vertrieben, als *Bildungsbuch* verkauft und als *Hörbuch* verschenkt!

Also: Was davon würde (uns) fehlen? Und wie würde diese Frage eigentlich von Menschen beantwortet, die sich schon einmal gefühlt haben wie *David gegen Goliath*, deren Geschwisterverhältnis ebenso ungeklärt ist wie das von *Kain und Abel*, deren Lebensprojekt an Eitelkeiten und Missverständnissen gescheitert ist wie der *Turmbau zu Babel* an Hochmut und Sprachlosigkeit? Eventuell würden die Befragten antworten, dass sie Geschichten (und Figuren) missen, mit deren Hilfe sich umschreiben lässt, was sich sonst kaum zur Sprache bringen wird, und dass Bilder fortbrechen würden, in denen man sich selbst wiederzufinden (oder zu entdecken) vermag. Der Clou dabei ist letztendlich, dass die biblischen Erzählungen, Lieder, Gedichte usw. nicht auf sterilen, blutleeren Fiktionen errichtet sind, sondern auf lebendigem Boden. Ihre Figuren, Ausdrücke, Motive und Sprachspiele sind dem gelebten und sinnvoll gedeuteten Leben entnommen, gewonnen und abgerungen; sie verdichten sich narrativ zu den erfahrungsgesättigten Stories, in denen existenziell und prototypologisch nicht allein die Geschichte des Menschen erzählt, sondern auch seine Gestimmtheit berührt und gerührt wird. Es sind keineswegs nur die simplen Fragen und Bürden des Lebens, die in einer biblischen Erzählung zur Blüte kommen; gerade die Wechselspiele menschlicher Gefühle werden in der Bibel narrativ codiert und komprimiert zu einer Vielzahl von Dramen voller innerer Zerrissenheit und letzter Gewissheit. Ist das Religion? Wird Religion so vorbereitet, erlebt, zum Ausdruck gebracht?

Zumindest den letzten Aspekt haben wir kurz zu diskutieren: Wer religiös reden will, kann sich biblischer Sprache bedienen. Das gilt bereits rein äußerlich; vermutlich würde jedem Menschen, der explizit biblisch daherredet, gern eine religiöse Sprache attestiert. Viel entscheidender freilich ist, ob die äußere Sprache mit der inneren Gestimmtheit harmoniert, ob also die tiefe religiöse Regung eines Menschen als seine reine persönliche Empfindung in den biblischen Sprachspielen und Erzählungen wirklich eine ideale Ausdrucksmöglichkeit findet. Und da kann man geteilter Meinung sein und bleiben. Schon Daniel Friedrich Ernst Schleiermacher hat Zeitgenossen loben können, die ohne Bibel ihrer eigenen Religion vollkommenen Ausdruck zu geben vermochten. Andererseits aber hat er auch empfehlen können, im guten Gebrauch der Bibel die eigene religiöse Ausdruckskraft zu üben. Und zwar in Ermangelung gescheiterer Alternativen;

genau bis zu dem Moment, da man eine eigene, aber bessere Bibel wird schreiben können. Das leuchtet ein!

Halten wir also fest, dass sich am biblischen Material die religiöse (Rede-) Sprache üben lässt. Aber kann man auch behaupten, dass der Bibel eine religionsbildende Kraft innewohnt? Ohne Weiteres sicherlich nicht. Wenn aber gilt, dass religiöse Ausdruckskompetenz (als Sprachkompetenz) trainiert werden kann, dürfte vergleichsweise plausibel sein, wie sich auch die religiöse Deutungskompetenz einstudieren lässt: über eine intensive und kontinuierliche (Trainings-) Beschäftigung mit den religiösen Interpretationen von Ereignissen und Lebenssequenzen in biblischen Geschichten! Aber wo findet das statt, oder: Wo sollte es stattfinden?

Fairerweise sollte geklärt sein, wer und was mit solchen Übungs- und Trainingseinheiten bedient wird: Sind es am Ende doch nur die speziellen Geschmacksvorlieben und Bedürftigkeiten von Einzelpersonen und Kleingruppen oder gibt es den einen erkennbaren gesellschaftlichen und kulturellen Nutzen? Nur wer sich hier zu positionieren vermag, wird bei der Betrachtung weiter kommen, an welchem gesellschaftlichen und kulturellen Ort der Auftrag zu Schulungs- und Förderungsmaßnahmen verantwortet und erteilt wird, die auf religiöse Deutungs- und Ausdruckskompetenz abzielen. Und wo (damit auch: von wem!) dieser Auftrag ausgeführt wird. Muss der Staat die Verantwortung übernehmen und diese Aufträge vergeben – oder doch die Religionsgemeinschaften, die sich als verantwortliche Hüterinnen der Religion(en) verstehen? Und wie flexibel wären die Religionsgemeinschaften im Blick auf die religiöse Bildungs- und Entwicklungshilfe, wenn sie sich von ihrem theologischen und konfessionellen Selbstverständnis her eigentlich doch recht unflexibel positionieren müssten?

Eine durchaus klassische Streitfrage, mit der wir uns auf einen Dreh- und Angelpunkt unserer Überlegungen zubewegen: Was verstehen wir eigentlich unter »Religionsunterricht«? Geht es um eine schulische Veranstaltung, die Menschen zu einer ausführlichen Sachkenntnis verhilft, was die konkrete Religionspraxis in einer bestimmten kulturellen Region (z. B. »Der evangelische Glaube in Baden-Württemberg«) anbelangt? Oder steht der Transfer grundsätzlicher Informationen über Wesen, Geschichte und Wirkung einer großen Religionsgemeinschaft (z. B. »Geschichte des Christentums«) im Vordergrund? Soll vielleicht eine allgemeine vergleichende Religionskunde betrieben werden (z. B. »Wissenswertes über den Buddhismus«)? Geht es, um es auf den Punkt zu bringen, um unterschiedlich bestimmbare Mengen hilfreichen Faktenwissens, das sich curricular als Bildungsgut bestimmen ließe? Wie verhalten sich die auf Bildungsmengen und Lehrmeinungen bzw. auf Wissenstransfer zugeschnittenen Einschätzungen eigentlich zu

einer Position, die sich eher an Kompetenzbegriffen ausrichtet – und den größeren Bogen zu spannen sucht, um grundsätzliche Prinzipien religiöser Lebensdeutung und Lebensführung zu thematisieren? Mit welchem Recht lässt sich ein Unterricht einfordern und etablieren, der die Menschen befähigt, zwischen den Zeilen des Lebens zu lesen, sinnvolle Fragen zu stellen und eine (religiöse) Sprache für das Besondere zu finden? Wie auch immer die Antwort ausfallen mag, sie entscheidet erheblich über die Art und Weise, wie die Bibel im Religionsunterricht überhaupt zum Einsatz kommt. Zum Untersuchungsobjekt gerät sie, wo man sie als historisch gewachsenes Dokument kritisch analysiert, als wirkmächtige Stiftungsurkunde oder kultisch-moralischen Gebrauchsartikel dem religionsgeschichtlichen Vergleich aussetzt oder literarisch seziert; als eigenmächtiges Subjekt hingegen wird sie verklärt, wo man sie als »heilige Offenbarungsquelle« ansehen will. Allerdings kann man dann auch nicht wirklich mit ihr ins Gespräch kommen, weil sie per definitionem immer das letzte Wort haben muss.

Es liegt letztlich nahe, zu plädieren für einen exemplarischen, nicht beliebigen Religionsunterricht, dem es gelingt, vor dem Hintergrund einer »eigenen«, gesellschaftlich konkret gewordenen Religion die Wesenszüge von Religion (an sich) herauszustellen und die religiöse Kompetenz aller Beteiligten aufzuarbeiten. Begonnen haben wir diese Einleitung mit einer populären Beschwerdenotiz, aber gern darauf verzichtet, Klagepsalmen anzustimmen oder nach Schuldigen zu suchen. Eingestehen wollen wir unser Bedauern dennoch, aber eben aus einer reflektierten religionspädagogischen Perspektive heraus, die auf die Gestaltung der religiösen Großwetterlage gerichtet ist: Auszugehen ist davon, dass sich die in den Texten der Bibel aufscheinende religiöse Sprach- und Deutungskunst (Kompetenz!) nachhaltig auf die religiösen Horizonte und Lernprozesse von Schülerinnen und Schülern auswirkt, sobald sich die erfahrungsgesättigte Lebensnähe bestätigt, die hinter den biblischen Sprachspielen und Sinndeutungen steckt! Sollte man gar damit rechnen dürfen, dass die religionssprachlichen Übungs- und die religionshermeneutischen Trainingseinheiten eine religionsproduktive Kraft entwickeln? Die Antwort steht aus; sie müsste quasi auf experimentell-empirischen Wegen gefunden werden. Insgesamt freilich ist damit die Frage aufgeworfen, wie man Menschen, insbesondere Schülerinnen und Schüler, letztlich mit (dem Gebrauch) der Bibel vertraut machen kann. Und wie mit religiöser Erfahrung? Wie mit Religiosität, wie mit Religion, wie mit einer besonderen Religion, wenn doch jede Religion zunächst fremd ist?

Mit diesen und sinnverwandten Herausforderungen haben sich in jüngerer Zeit einige richtungsweisende Studien – zeitlich gesehen »nach« den symbol- und bibeldidaktischen Konzepten, inhaltlich jedoch deren Anliegen partiell mit

aufgreifend – befasst, die sich der *Performativen Religionsdidaktik* zurechnen lassen. Ihr Ausgangspunkt war stets ein beobachteter Traditions(ab)bruch, besser: jene brutale Wahrheit, dass in Anbetracht rückläufiger religiöser (oder gar kirchlicher) Erziehung bzw. Sozialisation von Schülerinnen und Schülern mit einem religiösen Sprach- und Erfahrungsreservoir kaum gerechnet werden dürfe. Wenn es aber die religiöse Sozialisation ebenso wenig selbstverständlich gibt wie die religiöse Identität eines Einzelnen oder die religiöse Tradition einer Gesellschaft – kann dann die religiöse Bildung im Raum der Schule überhaupt noch angelegt werden als geregelte Reflexion über Religion bzw. religiöses »Material«? Sollte man auf die Tatbestände von Religionsschwund und Traditionsverlust mit einem rein religionskundlichen Unterricht reagieren, der sich allein auf die Übertragung neutraler Basisinformationen zur Religion kapriziert? Oder bleibt nicht auch die ganz andere Alternative erwägungsoffen: nämlich gerade dort, wo Schülerinnen und Schüler jedweden religiösen Background vermissen lassen, diesen erfahrungs- und erlebnisnah (neu) aufzubauen bzw. zu vermitteln?

Ihr weitestgehend gemeinsames Ziel bestimmen die meisten Konzeptvorschläge eines Performativen Religionsunterrichts über die programmatische Absichtserklärung, dass man das entbehrte, weil nicht vorhandene religiöse Erfahrungsreservoir auch im schulischen Rahmen konstruieren und nach Möglichkeit anfüllen will – und zwar auf inszenatorischem Wege! Das ergibt Sinn, besonders im Kontext einer Theorie, die geltend macht, dass (evangelische) christliche Religion eigentlich immer eine Religion der Aufführung, der Feier, der Lebendigkeit, der Inszenierung gewesen ist – und erst mit unnötig gesteigerten Reflexionen (und theoretisierenden Lehrbildungen) zur Leb- und Leiblosigkeit ihrer selbst beigetragen hat. Denn Religion, so sie auf den Schauplätzen und Bühnen des Lebens zu Aufführung und Bedeutung kommen will, ist etwas, was symbolisch zu kommunizieren, durchzuspielen und zu performieren ist.

Damit freilich sind wir bei der impliziten Einforderung nach dramatischer Performance angelangt, einer Veranstaltung, die aus Lehrenden Regisseure und aus Lernenden Akteure macht, die die Grenzen von Erlebnis, Erfahrung und Reflexion verwischt und zur (Wieder-)Entdeckung religiöser Deutungs- und Sprechakte verleitet. Sie schwebt quasi als stark theatrierträchtiges Mutterschiff aller Mysterienspiele und Texttheater; zur Landung kommt sie u. a. als eine Unterrichtsmethode, bei der Schülerinnen und Schüler mit medialen Neuformatierungen und (erzwungenen) Mutationen eines Textes experimentieren, aber auch eigene Lesarten, Zugänge und existenzielle Interpretationen wagen: etwa, indem sie ein als traditionell ausgewiesenes Textarrangement zerstückeln und fragmentieren, neu sortieren, anders intonieren, völlig verfremden – und sich dadurch zum Freund machen!

In der mit diesem didaktischen Projekt angedeuteten Lesart versteht sich das Folgende. Es ist Ergebnis einer jahrelangen experimentellen Arbeit in einer Religionswerkstatt. Die Anregungen dazu kamen aus jener Not von Theologie, Kirche, Schule und Religion, die sich über die hier bereits mehrfach zitierten Schlagzeilen öffentlich bemerkbar machte. In einer Reihe von Befragungen wurde von ganzen Heerscharen Jugendlicher quasi unisono zu verstehen gegeben, dass sie zu Religion »keinen Plan«, von der Kirche »keine Ahnung« und an der Bibel »kein Interesse« besitzen. Dennoch hatte man sich diesmal nicht zum Ziel gesetzt, diese Kommentare auszuwerten, sondern den Fragenkatalog sukzessiv so auszutauschen, dass am Ende eine Listung positiver Antworten stand. Hochinteressant war letztendlich, dass es funktionierte: Für dieselben Zielgruppen konnte bestätigt werden, dass diese Jugendlichen durchaus über gewisse »Drehbücher« ihrer Lebensabschnitte verfügten – zumal sie typische und immer wiederkehrende Rollen und Motive kannten, ihre Ideen vom Leben auf typischen Schauplätzen, Bühnen und Spielfeldern durchexerzierten, bisweilen auch Experimente wagten und Verfremdungen vornahmen bzw. gestatteten. Selbstverständlich war damit kein übereilter Eifer legitimiert; niemals hätte man ihnen etwa mit dem groben Angebot kommen können, dass sie ja auch die Religion als Lebenssinndeutung, die Kirche als Spielort und die Bibel als Drehbuch verstehen dürften. Was aber, wenn man – eben in einer Werkstatt – bereits die Vorarbeiten leistet, um dann mit einer modifizierten Produktpalette neue Begegnungsprozesse einzuleiten?

Die vorliegende Sammlung an »Stücken« ist Teil dieser Produktpalette; die Pforten der seinerzeit tatsächlich eröffneten Werkstatt sind mittlerweile wieder geschlossen. Von Schauspielerinnen und Musikern, Drehbuchautorinnen und Regisseuren kamen wichtige und hilfreiche Impulse; zuletzt haben sich Jugendliche selbst an den kreativen Prozessen beteiligt: Sie waren hinzugekommen in einer zweiten Phase der Werkstattarbeit, weil sie »etwas mit Theater, aber bestimmt nichts mit Bibel« machen wollten. Vom Ergebnis waren sie überrascht!

Die dritte Phase beginnt, sobald die Arbeit mit Performance-Theaterstücken in den Religionsunterricht verlegt wird: Ganz grob formuliert lassen sich dazu drei Wege einschlagen, die teils aneinander anschließen, teils aufeinander aufbauen: Der erste Weg (»vom Stück zum Thema«) beginnt tatsächlich mit der Lektüre eines Performance-Theaterstücks, mit der Einstudierung und dem Spiel. Eingespielt werden hier Schülerinnen und Schüler, nämlich in eine fremde Welt, eine andere Sichtweise, eine unbekannte Rolle usw., aber auch: in das Drehbuch einer Geschichte, die deswegen nicht ganz fremd ist, weil man ein Bruchteil von ihr doch kennt: etwa das Genre (Gangsterepos) oder die Sprache (der Straße) oder das Format (Kriminalroman). Der zweite Weg (vom Thema zum Stück) ist

schon ein größeres Wagnis, insbesondere, wenn er bei der gänzlich ungewohnten Lektüre eines biblischen Textes seinen Ausgang nimmt. Da ist ein gewisser Raum frei zu halten, stets Platz für die Zwischenfrage zu lassen: »Von wem würdest du diesen Charakter jetzt spielen lassen? Welche Hollywoodschauspieler fallen dir ein, welche deutschen Darsteller, welche Mitglieder des Klassenverbandes?«

Der mitzunehmende Arbeitsauftrag besteht dann darin, a) den Charakteren ein Gesicht zu geben, eine Sprache, eine Mimik, und b) die in der Bibel vielleicht nur zurückhaltend beschriebenen Abläufe mit Dynamik zu versehen, mit einem ganz eigenen Tempo, mit einer Dramatik. Am Ende kann ein Vergleich stattfinden: Welches Drehbuch hätten wir, die Schülerinnen und Schüler, nun daraus gemacht – auch im Gegensatz zu dem angebotenen Werk? Damit ist bereits der dritte Weg angedeutet. Er führt zu einem eigenen »Stück-Werk«, kann besprochen werden am Ende der (religiösen) Seh- und Leseschule, dort, wo Auseinander-Setzungen stattgefunden haben, Ent-Deckungen gemacht wurden und ein Mit-Erleben möglich ist. Er bahnt sich an, wo Provokationen (»So war das nie im Leben!«) und Konfrontationen (»So war das also wirklich gemeint?«) erfolgreich gemeistert wurden, wo Schülerinnen und Schülern aufgegangen ist, wie man den Geschehnissen eine Geschichte entnehmen – und eine Geschichte geben kann.

Indem man aktiv irritiert, verfremdet, stört und unterbricht, selbst aber auch Irritation, Verfremdung, Störung und Unterbrechung zulässt, kommt man dazu, Welten neu zu sehen, zu deuten und zu beschreiben. Bis sich dann wirklich ein »starkes Stück« auch als ein »Stück Leben« begreift – und am Ende womöglich weder Bibel noch Religion unverständlich geblieben sind.

VORSCHAU

Was ist süßer als Honig und stärker als ein Löwe?

Von einem Gotteskrieger auf Abwegen, der Problematik scharfer Messerschnitte und dem besonderen Zusammenhang von Licht und Liebe

VORSCHAU

Hinweise zur Arbeit mit *Simson Reloaded* im Religionsunterricht

<i>Wichtige Informationen auf einen Blick</i>	
Bibelstelle	Richter 13-16
Themen	Gotteskrieger/Nasiräer, Bund Gottes, Geschichte(n) Israels/Frühzeit, Landnahme, Palästina-Konflikt, Gewalt, kulturelle Vielfalt, Toleranz, Liebe, Tod
Kompetenzen	Lesekompetenz, hermeneutische (Text- und Situations-)Deutungskompetenz, Argumentationsfähigkeit, kommunikative und soziale (Interaktions-)Kompetenz, Ausdrucks- und Gestaltungskompetenz, Partizipationsfähigkeit, Geschichtskompetenz
Anzahl der zu besetzenden Rollen <i>Die Rollen können bei kleinen Lerngruppen auch mehrfach vergeben werden und sind nicht zwingend geschlechtsspezifisch!</i>	Hauptrollen männlich: 2 Hauptrollen weiblich: 3 Nebenrollen männlich: 5 Nebenrollen weiblich: (-) Statisten Bühnenarchitektur und Kulissenbau Kostümdesign und -schnitt Bedienung technischer Geräte (Licht, Beamer etc.)
Dauer der Aufführung	ca. 70 Min.
Basisausstattung/Materialien/ Ergänzungsmedien	Bühne Leinwand/Beamer Kulisse Kostüme Bandaufnahme: <i>Geburtsszene</i> (Stimmen) Videosequenzen: <i>Feuerrache des Simson</i>

Das Theaterstück in Kurzfassung

Simson, ein sagenumwobener Partisanenführer, sitzt auf dem Bett einer Frau und erzählt ihr seine Geschichte: Wie seine Mutter ihn unter merkwürdigen Umständen geboren und voller Dankbarkeit zum »Gotteskrieger des Lichts« erklärt hat, wie er seinen Vater auf tragische Weise verlor und unter der Obhut seines Großvaters aufwuchs. Wie er zum Anführer einer quasi paramilitärischen Kampftruppe reifte und für »seine Sippe« und »seinen Gott« gegen fremde Stämme kämpfte, auch mit unsauberen Mitteln – und wie ihm doch immer wieder Frauen zum Verhängnis wurden: Besonders jene gemeine Delilah, der es letztlich sogar gelang, ihm seine große Macht zu rauben, ihn um das Geheimnis seiner Stärke zu bringen und den grausamen Feinden auszuliefern. Aber Simson wäre ja kein echtes Sonnenkind, wenn nicht im Finale genau jene Macht ihm zur Seite träte, an die seine Mutter immer geglaubt hat. Als Rebecca, die treue Zuhörerin, von seinem Schicksal erfährt, eilt sie herbei, auch um das Bild, das »Frauen sein Verhängnis waren«, klug und endgültig gerade zu rücken. Und so siegt am Ende die Liebe – oder sollte man doch sagen: Gott?

Biblische Grundlage(n) und theologische Anfragen

Die sogenannten Simson-Erzählungen aus dem ersten (bzw. Alten) Testament (Buch der Richter 13–16) stellen in mancherlei Hinsicht eine Herausforderung dar. Denn einer strengen theologischen Betrachtung scheinen sie sich zunächst doch zu entziehen; starke Pointen, die für gegenwärtige Frömmigkeitskonzepte brauchbar wären, sucht man auf den ersten Blick ebenso vergeblich wie tiefsinnige religiöse Denkfiguren oder christentumsverträgliche Motive. Gott, der ja gemeinhin als Zentralakteur biblischer Geschichten angesehen wird, hat seine Auftritte überwiegend dort, wo die Gesetze der Natur außer Kraft gesetzt und die Regeln des guten Anstands in Frage gestellt werden: Wer liest, wie der »Geist Jahwes« auf den Protagonisten Simson herabfährt und ihn zu sonderbar anmutenden, blutrünstig-brutalen Taten befähigt, dürfte sich eher in eine archaische Erzählwelt der Sagen und Mythen versetzt fühlen als in theologisch aussagekräftige Literatur. Kaum vermag man sich heutzutage eine Beteiligung Gottes vorzustellen, wenn der Held mit bloßen Händen einen Löwen zerreißt (Ri 14,6), 30 Menschen erschlägt, ihnen die Festgewänder abzieht (Ri 14, 19) oder mit einem Eselknochen ein fürchterliches Massaker anrichtet (Ri 15, 14 f.). Und auch die Szenarien, in denen der spätgebärenden Mutter ein Engel begegnet (Ri 13,3 f.) oder der sterbende Krieger seinen finalen Kraftakt der Rache nur mit Hilfe der

angerufenen Gottheit zustande bringt (Ri 16,26 f.), dürften bei einer ersten Lektüre für deutliche Irritationen sorgen. Tatsächlich erhält man bei rascher Betrachtung nicht viel mehr als zwei Auskünfte, die ineinander verwoben sind: Dort, wo Gott segnet (Ri 13,24) und gedenkt (Ri 16,28), können außerordentliche Dinge geschehen – und bei bestimmten Menschen übernatürliche Fähigkeiten registriert werden. Gott hat seine Gründe dafür; er gedenkt, Israel aus der Philister Hand zu erlösen (Ri 13,5). Über weitere Zusammenhänge und Hintergründe erfährt man auf den ersten Blick nichts.

Erweitert man jedoch die Perspektive, erscheint manches in neuem Licht: Wer etwa zur Lektüre der Geburtssage Simsons (Ri 13) das 6. Kapitel des Buches Numeri hinzunimmt, darf sich die Basisinformation erschließen, dass in einer bestimmten Phase der israelischen Frühgeschichte das religiöse Brauchtum des sog. Nasiräats gepflegt wurde: Nasiräer sind Menschen, die ein Gelübde abgelegt haben, für Jahwe als heilig gelten (wollen) und als sicher auffälligstes äußeres Zeichen langes Haupthaar tragen! So weit, so gut, doch in welchem Verhältnis steht nun die sakrale Aura des gottgeweihten Nasiräers Simson (Ri 13,1–24) zu der weltlich-heroischen Alltagspraxis jenes Kämpfers Simson, der umhergetrieben wird vom Geist JHWHs (Ri 13,25 u. ö.)? Ist der Gottgeweihte immer auch ein »Gotteskrieger«?

Für die Simsonerzählungen gilt dies allemal – und kommt einer weitestgehend anerkannten Einschätzung des gesamten Richterbuches entgegen. Vieles spricht dafür, dass es sich bei den Richtererzählungen um theologisch ausgestattete volkstümliche Heldensagen handelt, in denen jeweils der Führer eines Stammes oder einer Stammesgruppe in den Mittelpunkt gestellt und nach einem bestimmten Schema narrativ verherrlicht wird: Das Buch der Richter, dessen 21. Kapitel den Zeitraum von Josua und der Landnahme – bzw. der Vertreibung und Vernichtung der Kanaanäer – bis zum Angriff der Philister auf Israel umgreifen, erzählt im Wesentlichen von solchen Stammesführern, die in einer bestimmten Region eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten. Diese Lokalkolorit-Popularität wird nun in der theologischen Zusatzdeutung mehrfach überhöht.

Zunächst geschieht das dadurch, dass man die militärische Kompetenz der Helden an Events der Gnadengabe koppelt. Sie werden zu charismatischen Heerführern, auf denen gelegentlich der Geist Gottes ruht (bzw. auf die er sich herab-senkt, wenn es darauf ankommt). Denn eigentlich ist es doch, so die geschichtstheologische Interpretation, in Wirklichkeit immer Gott selbst, der hier seine Kriege führt, indem er seine Krieger umtreibt (13,25; 14,6.19; 15,14 u. ö.). Warum tut er das, abgesehen davon, dass er sich anderen Göttern gegenüber durchsetzen muss? Eine Antwort auf diese Frage lässt sich nicht unmittelbar den Simsoner-

zählungen entnehmen, aber man darf sie sich nach der Lektüre ihres biblischen Erzählkontextes erschließen und in folgendem Grundgedanken verdichten:

Gott hat ein Bündnis geschlossen mit den Vätern, einen Bund mit dem ganzen Hause Israel; er hat sie herausgeführt aus dem Ägyptenland und der Fremde, um ihnen »ihr« Land zu geben, wo Milch und Honig fließen. Dies ist sein Versprechen, sein Teil des Bundes. Daran hält er sich treu. Als Gegenleistung erwartet er die Bündnistreue seines auserwählten Volkes, zumal er an ihm seine Macht veranschaulichen und sich verherrlichen will. Israel kann nun diese Bündnistreue demonstrieren, indem es (ausschließlich) zu ihm hält und niemals von ihm abfällt. Obwohl es eben hin und wieder doch vorkommt – und Gott regulierend einzugreifen hat.

Man spricht hier übrigens gern von einer deuteronomistischen Geschichtsdeutung, der ein bestimmtes Erzählschema entspricht: Israel fällt von JHWH ab – Israel wird von einem Fremdvolk bedroht – Israel schreit zu seinem Gott – JHWH erweckt bzw. schickt einen Richter/Krieger zur Rettung. In diesem narrativen Konzept ist der Gedanke schlüssig verankert, dass Gott die treuen Gotteskrieger einsetzt (und braucht), um sich selbst (und seinem Versprechen) treu zu bleiben.

Dennoch ist der Gedanke nicht ganz unproblematisch. Denn wenn der Geist in den Krieger fährt, ist dieser Held – hier: Simson – ja quasi außer sich, weder völlig bei (eigenen) Sinnen noch ganz bei sich selbst. Herr seiner Sinne ist der Geist, der Besitz ergriffen hat. Weiß also der Gotteskrieger nach seiner besessenen, »begeisterten« Tat noch, was er getan hat? Ist er schuldfähig, zur Rechenschaft und Verantwortung zu ziehen? Könnte er sich womöglich darauf berufen, dass er gar nicht selbst der Handelnde war, sondern Gott durch ihn? Es wird unschwer erkennbar, wieso die theologische Erörterung solcher Denkfiguren, die ja bis in die Gegenwart hinein für bestimmte religiöse bzw. fundamentalistische Szenen bedeutsam sind, von juristischen und psychologischen Reflexionen begleitet sein muss.

Ein weiterer Problemhorizont der Simsonerzählungen tut sich dort auf, wo vor dem Hintergrund eines Landnahme- und Gebietssicherungsprozesses ein nationaler und religiöser Konflikt geschildert, de facto aber ein Grundkonflikt versinnbildlicht wird: Der konkrete Ort des speziellen Konfliktes ist jene Region, die heute als Naher Osten bekannt ist; die Gegner in der Erzählung sind Philisterstämme. Haben diese Philister etwas mit dem Söldnerheer zu tun, das Jahrhunderte später als König Davids sagemumwobene *Plethi und Kreti* (2. Sam 8,18; 15,18; 20,7+23: Philister und Kreter?) für Furcht und Schrecken gesorgt hat? Sind sie vielleicht gar stamm- oder begriffsverwand mit den noch späteren *Palästinensern*? Ganz gleich, auf welche Resultate sich begriffs- und religionsgeschichtliche Betrachtungen hier einigen könnten – der erzählte Konflikt ist deshalb interessant, weil er sich in seiner prinzipiellen Struktur stets wiederholt bzw. neu realisiert.

Weitere Querverweise und Unterthemen

Große Storys haben diesen Basistext des Konflikts aufgegriffen und modifiziert, indem sie verfeindete Familien (*Romeo und Julia*) oder Migrationsgruppen (*Gangs of New York*), rivalisierende ethnische Banden (*West Side Story*) und Gangs (*The Wanderers*) aufeinander angesetzt haben. Immer geht es um Migration und Identität, immer um religions- und kulturpraktische Differenzen zwischen Stämmen, Sippen, Familien und Verbänden.

Mit all diesen Versatzstücken und Interpretationszugängen spielt auch *Simson Reloaded*. Bewusst ist die religiöse und kulturelle bzw. ethnisch-nationale Zuordnung der Protagonisten weniger eindeutig als ihre biblische Vorlage. Wer zudem die ersten Assoziationen vermeiden möchte, die mit den Namen der Charaktere abgerufen werden, hat die Freiheit, die Namen im Drehbuch zu modifizieren. Deutliche Abweichungen gibt es bei der Geburtslegende. Sie folgt nicht mehr zwingend dem starken Motiv der zunächst unfruchtbaren Frau, das sich biblisch bei allen sogenannten Stammmüttern Israels findet und quasi zum guten Ton jeder Heldengeburt gehört (Sarah: Gen 11,30; 16ff; Rebekka: Gen 25; Lea und Rahel: Gen 30). Dass die Mutter Simsons schon älter war, sich seine Geburt als Wunder und Geschenk ausgemalt, an den Besuch eines Engels geglaubt und eine merkwürdige Einstellung zu Scheren und Messern entwickelt hat, wird folgerichtig auch innerhalb der Geschichte als jene tragische Wahnvorstellung abgetan, die Simson zu dem gemacht hat, was er war. Auf eine tiefer gehende Entfaltung des Nasiräats wird verzichtet zugunsten einer psychologisierenden Erklärung. Sie soll verständlich machen, dass die Kraft des Helden aus seiner eigenen Geschichte kommt: Sie hängt zusammen mit der Liebe und dem Gottvertrauen der Mutter, mit der Leidensgeschichte eines leidenschaftlichen Vaters, mit der Identität der Familie – und sie artikuliert sich symbolisch in der Freiheit, lange Haare zu tragen (vgl. das Musical *Hair*). Hinzu kommt der unerschütterliche Optimismus des Helden, wirklich ein Sonnenkind zu sein, ein »Krieger des Lichts«. (Wer damit arbeiten möchte, kann den gleichnamigen Song von *Silvermond* hinzunehmen. Er passt!)

Der »neue Simson« hat ein merkwürdiges Frauenbild, zugegeben. Aber er hat wenigstens eines, das sich deutlicher artikuliert als das im Richterbuch. Und es wandelt sich, weil auch die Heldinnen zu Wort kommen – und sich zunehmend ihre Identität erkämpfen. *Simson Reloaded* lässt mehrere Genderdiskurse zu. Man darf sich auseinandersetzen mit jenem zurückhaltend-naiven Mädchen aus Timnah, das sich den eigentümlichen Regelwerken archaisch-patriarchaler Gesellschaft unterordnet, mit der scheinbar emanzipierten Delilah, die sich in

einer merkwürdigen Männerwelt arrangiert hat, und zuletzt auch mit der Frau, die so lange keinen Namen hat, wie sie es zulässt, von Simson als Abladestelle seiner Geschichten benutzt zu werden. (Also genau bis zu dem Augenblick, wo sie das Schema verlässt, ihren Namen sagt bzw. sich ihre Persönlichkeit und Identität nimmt – und die Story des gebrochenen Kriegers mit der Geschichte der Heldin Rebecca komplettiert.)

Ob es Sinn macht, das Finale als einen Sieg des Opfers oder der Liebe zu interpretieren, ist eine der vielen weiteren offenen Stellen des Theaterstücks. Es eignet sich in vielfältiger Hinsicht.

Relevanz und Eignung für den Religionsunterricht - Inhalte und Kompetenzen

Wer mit Schülerinnen und Schülern eine Geschichte Israels (re-)konstruieren oder zentrale theologische Denkfiguren des Judentums nachzeichnen will, wird sich hier bedienen können. Auch eine weiterführende Problematisierung des komplexen Wechselspiels von religiöser Identität und Gewaltbereitschaft ist, ebenso wie eine Thematisierung des Zusammenhangs von Glaubensmut und Körperkraft bzw. von Religion und Konstitution über die Auseinandersetzung mit *Simson Reloaded* möglich. Im Kontext weiterer Unterrichtsreihen (z. B.: Umgang mit Gewalt, andere und ich/kulturelle Vielfalt, füreinander da sein; Scheitern, Schuld und Vergebung; Liebe, Partnerschaft, Sexualität usw.) kann dieses Theaterstück zum Einsatz gelangen, womöglich auch als Übergang von einem Themenkomplex zu einem nächsten. Zuletzt ist auch auf seine Eignung im sogenannten fächerübergreifenden Unterricht hinzuweisen; zu denken wäre an eine Projektwoche, deren Vorbereitung und Durchführung in der gemeinsamen Verantwortung von Deutschunterricht (Sprachfertigkeit), Kunstunterricht (Kunsthilfenfertigkeit) und Religionsunterricht (religiöser Ausdrucks- und theologischer Diskursfähigkeit) liegen könnte. Aber das gilt ja im Grunde für alle hier vorgestellten Theaterstücke, nicht nur für *Simson Reloaded*.

Methodische Zusatzinformationen und Anregungen

Das Theaterstück arbeitet mit einigen Videosequenzen, über die man sich vorher Gedanken machen sollte. Zu rechnen ist immer mit Schülerinnen und Schülern, die sich auf die Arbeit mit einer Kamera oder auf die technische Clip-Erstellung am PC freuen. Auch eine Kooperation mit dem Kunstunterricht oder der Film-AG an der Schule ist gut denkbar!

Hiob – Shortcuts

Die Bühne. Seitlich oder oberhalb eine Leinwand, auf der Videoeinspielungen gezeigt werden können. Ebenfalls seitlich, deutlich von der Bühnenfläche abgegrenzt, ist ein Lehrkatheder (oder ein schlichtes Redepult) aufgestellt. Hier steht während der gesamten Aufführung eine Person, die einige Szenen mit eigentümlich sachlichen Kommentaren und Erläuterungen unterbricht. Während dieser Kommentare ist das Spiel eingefroren; die Spielenden verharren in einer Art Starre, der sogenannten Freeze-Position.

Prolog

Der Raum ist verdunkelt. Ein Lichtkegel sucht die Bühne ab, bleibt schließlich auf die Mitte der Spielfläche gerichtet stehen. In den Suchkegel tritt eine Gestalt im cremeweißen Anzug, auf dem Kopf ein großer cremeweißer Hut, in der Hand eine weiße (oder rote) Rose. Oder eine Lilie.

DER UNBEKANNTE: Es ist schon etwas Seltsames mit der Religion ... (Pause)

Wann waren Sie eigentlich das letzte Mal »religiös« – und haben vielleicht gebetet, gefastet oder geopfert? Womöglich haben Sie gar eine der zahlreichen Kultstätten aufgesucht, die man hierzulande Kirchen oder »Gotteshäuser« nennt? Wann war das? Etwa gestern? Vorgestern? Vergangene Woche? Letztes Jahr? Schwere Frage? Nun gut, aber sicherlich wissen Sie, was Sie gestern überhaupt getan haben. Und was vorgestern geschehen ist in ihrem Leben. Eventuell hatten Sie ein paar schöne Stunden, haben einen fast vergessenen Freund wieder getroffen, etwas Tolles im Schaufenster gesehen? Oder erinnern Sie sich nicht, weil einfach nichts passiert ist, Ihre Welt nicht aus den Fugen geraten ist, der Alltag da war wie immer, das Leben im vertrauten Trott? Ist es beruhigend, wenn nichts geschieht? Und wenn doch? Wenn plötzlich ein Unglück über uns hereinbricht, sich unerwartet Schrecken und Leid in unser Leben drängen – wie lange braucht es dann, bis wir unsere Gottesfrage, die Sehnsucht nach einer letzten Erklärung für alles, wieder neu entdecken?

Geben Sie mir recht, wenn ich sage: Erst wenn der Mensch sich mit seiner bisherigen Vorstellung von Wirklichkeit nicht mehr im Reinen sieht, wenn für ihn und seine Erfahrungen nichts mehr einen Sinn ergibt, weil sich die Parameter so drastisch verändert haben – dann sucht er weinend und schreiend nach einer letzten Instanz. Was er im Diesseits nicht begreifen kann, sucht er nun in der Transzendenz, im Jenseits. Auch als Vorwurf, mitunter, als

Lebensklage, die die Verantwortung für Chaos und Leid an eine übernatürliche Institution weiterreicht. Die finale Größe der Religion – Gott! – wird zur letzten Hoffnung, und wenn der dieser Zuschreibung nicht gerecht wird, nicht so funktioniert, wie er soll, dann wird er zum Schuldigen, zum Angeklagten. Doch ein Nachgeschmack bleibt bestehen. Ist der Gottesgedanke überhaupt mit der Leiderfahrung zusammenzubringen?
Wer oder was soll Gott denn sein?

Der Lichtkegel wandert zu dem Redepult. Dort steht nun eine Person im dezenten Anzug.

WISSENSCHAFTLER: Gott. Der in unserem Kulturkreis wohl gebräuchlichste Begriff für das sogenannte höchste Wesen. Während in polytheistischen Religionen – wie etwa dem Hinduismus, dem Buddhismus oder den alten griechisch-römischen und germanischen Sagenkränzen – mit der Gottheitsvokabel ein übernatürlich-übermächtiges, oftmals unvergängliches bzw. nicht normalsterbliches Wesen bezeichnet wird, das durchaus mehrere Mitbewerber haben kann, bekennen sich die monotheistischen Religionen – wie etwa Judentum, Islam oder Christentum – zu Gott als zu einem einzigen und höchsten Wesen, das persönliche Züge aufweist – Vater, Väterchen, Abba – und generell als der singuläre Grund und Schöpfer allen Seins verstanden sein will. Von den Attributen, die Gott bzw. der Gottheit zugeschrieben werden, sind neben Unendlichkeit, Ewigkeit und Unveränderlichkeit auch Allmacht, Allwissenheit und Allgerechtigkeit von Belang. Einige Religionen schreiben ihrem Gottesbild eine Reihe menschlicher Charakterzüge, Eigenschaften und Gefühle zu – und unterstellen ihm Zorn, Wut, Güte, Gelassenheit, Humor, Leidenschaft, Gnade, Treue und Liebe.
Aber trifft das auch zu? Ist Gott lieb? Gnädig? Gerecht? Treu? Oder am Ende vielleicht einfach nur ... gleichgültig? Wir werden sehen.

Auf der Leinwand wird ein Videoclip gezeigt, der aus zwei größeren Sequenzen zusammengeschnitten ist: Zunächst sieht man Szenen einer typischen Einkaufszonen-Umfrage (»Wissen Sie, was eine Hiobsbotschaft ist?«); sie sind abgemischt mit Standbildern von Zeitungspassagen und -schlagzeilen (etwa: »Hiobsbotschaft für den Trainer – Drei Stammspieler verletzt«). Dann wird überblendet zu einem Party- oder Diskothekenszenario. Man nimmt ein junges Paar wahr, wie es ausgelassen und fröhlich tanzt, sich liebevoll ansieht – und schließlich Hand in Hand davongeht.

Szene 1: Die Geschichte von Benni, Jacki und Hansi

Die Bühne ist nun mit einer ersten Kulisse ausgestattet. Zu erkennen sind zwei Räume einer Wohnung, beide mit typischen Einrichtungsgegenständen: In dem offensichtlich kleineren Wohnkorridor steht lediglich eine Garderobe und ein Schuhregal, im weitaus größeren Wohnzimmer Sofa, Sessel, Stehlampe, Tisch usw. Das Ambiente deutet darauf hin, dass hier ein Mann mittleren Alters (40–50 Jahre) wohnt. Das junge Paar aus dem Video betritt die Bühne.

BENNI: Jacki – weißt du, wie lieb ich dich habe? Bis zum Mond und wieder zurück!

JACKI: Und ich hab dich lieb, Benni, bis zur Unendlichkeit. Und noch viel weiter!

BENNI: Ich freu mich schon so, wenn Papa wieder aus dem Urlaub zurückkommt und wir ihm erzählen, dass wir ...

JACKI: Ja, der wird ein Gesicht machen, ich kann's mir richtig gut vorstellen.

BENNI: Aber jetzt haben wir ja erst mal seine Wohnung für uns. Mit dem besten Sofa der ganzen Welt. *(hebt Jacki übermütig hoch, dreht sie verliebt herum, immerzu im Kreis, bis beiden schwindelig wird)* Puhh, komm, wir setzen uns.

Beide machen es sich gemütlich. Es wird still. Dann jedoch erklingt ein Geräusch aus dem Wohnflur.

JACKI: Hast du das gehört? Du – da war etwas!

BENNI: Mein Herz war das, das klopft so doll, weil du bei mir bist.

JACKI: Nein, Benni, ich spür das ganz genau, ich glaube, da ist jemand!

BENNI: Und jetzt möchtest du, dass ich nachschaue, stimmt's, um dir zu beweisen, dass da nichts ist? *(die Antwort nicht abwartend)* Hey, da war nichts!

JACKI: Mir wäre echt wohler, wenn ich es auch wirklich wüsste.

Benni geht in das abgedunkelte Nebenzimmer. Zunächst ist alles still, dann hört man einen Schrei; eine Tür wird zugeschlagen. Jacki rutscht unruhig auf ihrem Platz hin und her, fasst sich doch ein Herz, schaltet aber zuvor alle Lichtquellen an (Stehlampe, Tischlampe usw.; der Bühnenscheinwerfer arbeitet mit!). Dann betritt sie den Wohnflur. Dort liegt der Junge am Boden. Sie hastet zu ihm, rüttelt an seinem Arm, blickt aufgeregt hin und her, spricht zu sich selber, im Wechsel zu ihm.

JACKI: Mensch, Benni, Benni ... was mach ich denn jetzt bloß ... Benni, sag doch was ... ein Telefon, Mensch, ich brauch ein Telefon, wo ist denn das verdammte Handy?

Sie findet ihr Mobiltelefon, wählt.

JACKI: Geh doch einer ran.

STIMME AM TELEFON: *(für das Publikum hörbar!)* Städtische Feuerwehr, Jäschke, guten Tag.

JACKI: Hilfe ... mein Freund, alles ist voll Blut, da war jemand im Haus.

STIMME AM TELEFON: Beruhigen Sie sich bitte! Sagen Sie uns Ihren Namen! Was ist geschehen? Wo finden wir Sie?

JACKI: Bei meinem Freund in der Palmenstr. 12. Mein Name ist Jacqueline Berger. An der Türklingel steht Schnitzler, das ist der Papa von meinem Freund. Bitte schnell!

STIMME AM TELEFON: Wir haben den Funkspruch ausgegeben; ein Rettungswagen ist unterwegs. Aber jetzt brauche ich doch noch einige Angaben von Ihnen. Teilen Sie mir bitte die Anzahl der Verletzten mit, nach Möglichkeit auch die Art der Verletzungen

JACKI: *(fällt ins Wort)* Ich weiß es doch nicht. Da war jemand im Haus, mein Freund geht gucken und jetzt liegt er am Boden und überall Blut! Ich weiß es doch nicht. Bitte, ich weiß doch nicht, was ich machen soll.

STIMME AM TELEFON: Bleiben Sie ruhig und gehen Sie jetzt zu ihrem Freund. Versuchen Sie ihn anzusprechen und ihn wach zu halten. Unsere Leute sind gleich da, und – Hallo? Hallo?

Jacki hat das Telefon einfach zur Seite gelegt, beugt sich nun wieder über ihren Freund und wird bewusstlos. Die Szene wird eingefroren (Freeze!)

WISSENSCHAFTLER: Beide, Jacki und Benni, haben einen Schock, wenn auch ganz unterschiedlicher Art! Grundsätzlich liegt bei einem Schock, der akuten Kreislaufinsuffizienz, ein Missverhältnis zwischen Herzminutenvolumen und peripherem Bedarf vor; die Durchblutung reicht nicht zur Sauerstoffversorgung aller Organe.

Genauer unterscheiden wir nun zwischen dem Volumenmangel-Schock, dem kardiogenen Schock, dem neurogenen Schock, dem anaphylaktischen Schock, dem septischen Schock – oder, wie bei unserer jungen Patientin, die soeben kurzzeitig bewusstlos geworden ist, der sogenannten vasovagalen Synkope. Folgende Symptome sind charakteristisch: *(geht zu Jacki und demonstriert mit einem Zeigestock!)*

Teilnahmslosigkeit, Schwäche, flache und schnelle Atmung, Herzrasen, schwachen Puls, niedrigen Blutdruck, kaltfeuchte Haut, blaue Lippen. Ohnmacht!

Das männliche Opfer ist freilich schwerer betroffen. Die Schocksymptomatik, oder besser: sein mittlerweile komatöser Zustand korrespondiert mit der Primärtraumatisierung: Offensichtlich ist der junge Mann nicht nur von einem stumpfen Gegenstand geschlagen (*Kopfwunde zeigen*), sondern zusätzlich von einem spitzen Objekt (*Seitenstiche*) verletzt worden. Weder bei dem stumpfen Schädel- noch bei dem spitzen Thoraxtrauma können wir im Augenblick den Grad innerer und äußerer Verletzungen ermessen. Aber eines steht fest: Beide jungen Leute müssen unverzüglich intensivmedizinisch versorgt werden. Wird der Krankenwagen rechtzeitig eintreffen? Und wie verhält sich unsere Heldin in den kommenden Minuten?

Die Szene wird wieder erhellt. (Freeze off!) Die junge Frau kommt wieder zu sich, zittert jedoch weiter stark. Sie streichelt das Opfer, blickt unruhig zur Uhr, greift dann wieder zum Telefon. Sie dreht dem Publikum den Rücken zu; das folgende Gespräch kommt von der »Konserve«. Auf der Leinwand sieht man das Standfoto eines Strandtouristen. Man hört ein Freizeichen, bis sich der Teilnehmer meldet:

VATER HANS-JÜRGEN (*Standphoto*): Hans Jürgen Schnitzler, gut gelaunt und braungebrannt auf Mallorca, wer spricht mit mir?

JACKI: Hey Hans-Jürgen, ich bin's, die Jacki.

HANS-JÜRGEN: Ja, ja, hab ich ja schon auf dem Display gesehen, wollte es nur ein bisschen spannender machen. Na, zukünftige Abiturientin und hoffentlich auch zukünftige Schwiegertochter, wolltest du mir noch 'nen schönen Resturlaub wünschen? Dann mal los ... Und wie geht's bei euch??? Dein Schatz, der Benni – er steht bestimmt wieder neben dir und krault dir die Haare, richtig? Reichst du das Handy gleich mal weiter?

JACKI: (*schluchzt*)

HANS-JÜRGEN: Hey – Was ist denn los??? Ihr habt doch nicht etwa ...

JACKI: Nein, nicht das, was du denkst. Hansi, da ist etwas ganz Schlimmes passiert. Benni liegt da ... auf dem Boden ... in eurer Wohnung ... da bin ich jetzt auch ... wir wollten doch nur (*schluchzt*) und dann ... war jemand im Flur. Im Korridor, meine ich. Ich hab schon den Rettungswagen geholt, aber die brauchen so lange. Es ist so viel Blut ...

HANS-JÜRGEN: Was, was ist los? Ich verstehe nicht. Was ist mit Benni?

JACKI: Ich weiß es doch auch nicht. Er liegt da, überall Blut und ... ach, ich hab keine Ahnung! Ich muss jetzt wieder auflegen, zu Benni ... der Arzt kommt bestimmt jeden Moment.

HANS-JÜRGEN: Ja aber ... hallo? Hallo? Hallo?

JACKI: (*kniert wieder bei Benni*) Bleib bei mir, Benni. Ich bin's, die Jacki. Wir hatten doch so den schönen Abend, weißt du nicht mehr ... Benni, Benni ... sag doch was, nimm meine Hand, hier, meine Hand, ich halte dich ganz fest, Benni, du wirst es schaffen ...

Die Bühne wird abgedunkelt. Die folgende, vorab gedrehte Videoszene sieht man auf der Leinwand: Der Mann von dem Urlaubsfoto, Bennis Vater, sitzt im Taxi. Neben ihm auf der Rücksitzreihe sitzt der »Mann im cremeweißen Anzug«.

HANS-JÜRGEN: Zu den Städtischen! Schnell!!!! Mensch, fahren Sie doch noch schneller ... *Nein*, nicht da abbiegen, links geht besser ... Ich komme gerade aus dem Urlaub, seine Freundin hat mich angerufen, jetzt rechts, rechts! Den Benni hätte ja keiner gefunden. In einer Woche wäre ich erst nach Hause gekommen. Mein Gott, muss die Ampel rot sein? Zum Glück war seine Freundin bei ihm. Womit habe ich das verdient? Ich war allein im Urlaub, ich hab ja nur noch meinen Sohn. Wissen Sie, meine Frau ist letztes Jahr gestorben. Mein Sohn ist alles, was ich ... Wenn er auch noch ... Das gibt es doch nicht, warum fahren Sie denn so langsam? Meine Frau war ein Engel, Benjamin kommt ganz nach ihr, so zerbrechlich, so gefährdet – und jetzt?

Der Taxifahrer macht das Radio an. Es läuft der Song (vom Band): »Man muss das Leben eben nehmen, wie das Leben eben ist ...« Die Videoszene wird gestoppt (Freeze).

DER WISSENSCHAFTLER: Es ist zum Kennzeichen unserer Gesellschaft geworden, dass die großen Themen des Lebens in der medial geprägten Bewältigungsstrategie des Individuums eine Umdeutung erfahren mussten. Tod, Armut, Not und Krankheit führen nur noch ein Schattendasein in der Biografie. Schönheit, Glanz, Jugend und Stärke besetzen die obersten Ränge der Prioritätentabelle. Doch weil die beschatteten Provinzen des Schicksals früher oder später ihre Berechtigung einfordern – etwa, indem der Tod an die Tür klopft –, hat die marginalisierte Sozialität Abhilfe geschaffen: Sie tut es, indem sie die Wendepunkte und Eckdaten des Lebens trivialisiert. »Shit happens«, lautet die Botschaft der Gegenwart! Sie tröstet nicht mit der Gottesidee oder einer himmlischen Utopie, sondern erklärt eine fatalistisch angelegte Realität: »Man muss das Leben so nehmen.« Der Sehnsucht des Individuums nach Geltung und Einzigartigkeit kommt das Medium entgegen mit dem Slogan: »Ich will so bleiben, wie ich bin – du darfst«. Kein Wunder, dass der »schönste Tag« des

Lebens mit fröhlichem Diebels begangen wird – und nicht das Christenkreuz die Menschheit tröstet, sondern das Kreuzzeichen von »e-plus«. Das Paradies liegt längst nicht mehr in Gottes Hand, sondern befindet sich in einem Renault oder einem Zentis-Marmeladenglas. Doch was tut der Mensch, wenn ihm diese Antworten nicht mehr reichen?

Ende Freeze. Videosequenz läuft weiter.

HANS-JÜRGEN: Jetzt auch noch so 'n Lied ... Pahh, das Leben nehmen, wie es ist? So was hilft niemandem, der wirklich Sorgen ... diese Schlagerfuzzis haben doch gar keine Ahnung vom wahren Leben. Und muss das Radio so laut sein? Können Sie's nicht ausmachen? Ach egal, da vorn ist ja das Krankenhaus – lassen Sie mich nur schnell raus!

Man bekommt im Videoclip immer wieder auch die Fahrerperspektive gezeigt; da geht es zunächst durch die Straßen, letztlich auf das Krankenhaus zu. Die Kamera zieht mit und zeigt, wie Bennis Vater in das Hospital eilt. Als er das Eingangsportal hastig durchschreitet, wird ihm von einem jungen Mann die Tür aufgehalten. Die Kamera folgt nun nicht mehr Hans-Jürgen Schnitzler, sondern schwenkt tatsächlich zu dem jungen Mann – und zeigt, wie er einen Gang entlangläuft. Schließlich folgt sie ihm durch die nächste Tür.

Szene 2: Die Geschichte von Peter, Verena und ihrem Baby

Wieder auf der Bühne, ausstaffiert als Krankenzimmer. Eine Frau liegt im Bett; sie hat vor wenigen Augenblicken entbunden. Der junge Mann läuft erwartungsvoll zu ihr. Ebenfalls im Raum, aber eher im Hintergrund sind ein Mediziner (der Dienst habende Arzt), eine Krankenhaus-Psychologin – und abermals der »Mann im cremeweißen Anzug«.

PETER CLASEN: Verena! Schatz, ich bin so glücklich. Rausgeschickt hatten sie mich, als es kritisch wurde. Keiner wollte mir eine Auskunft geben, da hab ich mir doch tatsächlich Sorgen gemacht. Aber die muss ich mir ja nicht machen, das merke ich schon. Du bist da, abgekämpft, aber lebendig, und der Kleine (*schaut sich um*). Wo ist der Junge? Ach, der wird bestimmt gerade saubergemacht, richtig? Ja, das machen die immer so. Oh, was bin ich aufgeregt, ich möchte ihn endlich sehen, keine Ultraschallbilder mehr, endlich ist er da. In echt. (*hektisch*) Die waschen ihn, oder? Die waschen ihn doch gerade? Verena!??

VERENA CLASEN: Peter? Wo kommst du denn her? Ich ... bin wohl gerade erst aufgewacht. Bist du schon lange hier? Ich weiß gar nichts mehr! Ich kann mich an nichts erinnern ... haben die mir eine Narkose gegeben – oder bin ich ohnmächtig geworden? Keine Ahnung. (*versucht zu lächeln*) Ich muss wohl weggetreten sein. Das Kind ... (*zeigt mit der Hand neben sich, aber da ist nichts zu sehen*) ... ich hab doch ein Kind zur Welt gebracht, daran kann ich mich noch erinnern. Ein Junge. Ja, richtig, aber wo (*wird unruhig, blickt hektisch hin und her, richtet sich auf, muss möglicherweise beruhigt werden*) ... wo ist mein Kind? *Freeze!*

WISSENSCHAFTLER: Bei diesem Ehepaar zeigt sich in der Sorge um ihr Neugeborenes ein typisch menschliches Verhaltensmerkmal: der »Elterninstinkt«. Er wirkt sich bei Männern und Frauen in verschiedener Art aus, stellt sich jedoch insgesamt als Schutz- bzw. Beschützermechanismus dar. Der auslösende Impuls korrespondiert mit der Wahrnehmung eines bedürftigen, meist nahe stehenden Wesens. Während sich bei Frauen der sogenannte Mutterinstinkt vor allem über einen kontinuierlichen Kontroll- und Fütterimpuls darstellt – und insofern auf Fürsorge ausgerichtet ist, erweist sich der Vaterinstinkt als archaisch protektiv: Er ist wesentlich schutzbetont und zielt ab auf »Defense«! Auch im vorliegenden Fall erkennen wir die Sorge der Mutter in Verbindung mit dem Wunsch des »Sich-Kümmerns« – und die in Aggression umschlagende Sorge des verteidigungsbereiten Vaters.

Wir verstehen beide gut. Denn was ist mit ihrem Kind geschehen? *Freeze off!*

VERENA CLASEN: Peter. (*schluchzt, kommt immer mehr zu sich*) Peter, ich weiß nicht ... ich weiß nicht, ob alles in Ordnung ist. Ich hab doch die ganze Zeit geschlafen ... die Ärzte konnten mir bis jetzt auch noch nichts erklären!

PETER CLASEN: Mir hat man auch noch nichts ... (*schluckt*) Ich hab draußen vor dem Kreissaal gegessen und einen Kaffee nach dem anderen getrunken. Irgendjemand muss doch hier Bescheid wissen. (*zu dem Arzt*) Was ist denn jetzt mit unserem Kind? Warum ist es denn nicht hier? Jetzt sagen Sie doch endlich mal was! (*aggressiv!*) Dr. Steuber, unser Kind – Wo ist es?

DR. STEUBER: Herr Clasen, ich darf Sie bitten, Ihre Lautstärke etwas abzusenken; Ihre Frau braucht noch ganz viel Ruhe! Es war alles (*schaut Verena Clasen genau an*) sehr anstrengend für sie. Können Sie mal bitte kurz ... kommen Sie, wir stellen uns mal da ans Fenster ... ich erkläre Ihnen ... es ist nämlich so ... für eine ganz genaue Diagnose ist es noch zu früh, aber ... eigentlich lässt sich das überhaupt nicht so eindeutig sagen, aber – aber es sieht bislang so aus ... es besteht die Möglichkeit, dass Ihr Kind ... bei der Entbindung ... für kurze Zeit zu wenig Sauerstoff bekommen hat!

PETER CLASEN: (*weiterhin impulsiv und angriffslustig*) Und was bedeutet das? Sie sagen das so ... so ... einfach daher! Ist das lebensbedrohlich für unser Kind?

DR. STEUBER: Herr Clasen, es ist ja noch gar nichts sicher, wenn ich hier mit Ihnen rede, dann nur, weil ich selbst auch Vater ... Verstehen Sie, es könnte letztlich doch noch alles in Ordnung sein, und dann hätte ich Ihnen zu früh ... Gedulden Sie sich bitte. (*ringt um seine Fassung, fängt sich*) Wir werden in etwa zwei Stunden wissen, ob und mit welchen Folgeschäden zu rechnen ist!

PETER CLASEN: Folgeschäden? So weit sind wir jetzt also schon, ja? Was wären denn das für Komplikationen, mal einfach so, von Arzt zu Angehörigem, von glücklichem Vater zu einem hilflosen, unwissenden, ängstlichen ... *Freeze!*

WISSENSCHAFTLER: Die Sauerstoffunterversorgung während des Geburtsvorgangs bezeichnet man als perinatale Hypoxie. Kommt es zu einer solchen Unterversorgung, ist mit sogenannten cerebralen Paresen zu rechnen, d. h. mit Lähmungen der Muskulatur an Gesichts- und Hirnschädel. Dies kann eine lebenslange Stummheit, aber auch weitergehende körperliche Schäden – wie Spastiken, Athetose, Ataxie, Epilepsie oder indifferente geistige Behinderungen – zur Folge haben. Obwohl die moderne Medizin die hypoxische Ischämie durch Geburtsasphyxie in drei Schweregrade einteilt, darf aus der Einstufung des Schädigungsgrades nicht auf den Grad der Folgeschäden geschlossen werden. Die Regenerationsfähigkeit von Neugeborenen ist sehr unterschiedlich. Insgesamt freilich kann schon nach wenigen Stunden eine Prognose gestellt werden – und man weiß schnell, ob ein Kind Schäden haben wird, die dann bis zum fünften Lebensjahr auftreten können. Aber hören wir, was der Kollege erklärt:

Freeze off.

DR. STEUBER: Es besteht die Möglichkeit, dass Ihr Kind mit einer Behinderung aufwächst. Im schlimmsten Falle ... müsste eine weiterführende medizinische oder eine umfangreiche pflegerische Betreuung in Betracht gezogen werden. Aber sicher ist das auf keinen Fall!

Herr Clasen, in Anbetracht aller Umstände sollten Sie sich freuen, dass Ihr Kind lebt. Und danken Sie Ihrer Frau; Sie war sehr, sehr tapfer! (*Pieper*) Sie entschuldigen ... Ich werde in den OP gerufen. Für den Fall, dass Sie das Bedürfnis haben, ausführlicher über Ihre Gefühle zu reden, möchte ich Ihnen Frau Dr. Renschenbach vorstellen. (*zeigt auf die Kollegin*) Sie ist Psychologin und hilft gern mit wertvoller Beratung. (*Der Arzt geht raus.*)

PETER CLASEN: (*völlig fertig, mehr zu sich selbst redend*) Womit haben wir das

verdient? Wir haben noch nie etwas Unrechtes getan! Erst Verenas Fehlgeburt vor zwei Jahren, dann der Wasserschaden im Keller. Letzte Woche fährt mir einer mit dem Einkaufswagen ins Auto und ist nicht versichert. Und jetzt? Das ist doch alles nicht gerecht!

Auftritt der Krankenhauspsychologin, die bislang abseits gestanden hat. Sie legt Herrn Clasen verständnisvoll die Hand auf die Schulter und tröstet.

DR. RENSCHENBACH: Herr Clasen? Sie sollten jetzt Ihrer Frau erst einmal etwas Ruhe und Schlaf gönnen. Warten Sie doch ab, bis wir die endgültige Diagnose gestellt haben, bis sich die ganze Situation etwas entspannt hat. Und denken Sie auch an sich selbst; hinterher müssen wir Sie auch noch hier behalten. Sie sind ja immer noch kreidebleich! Ich denke, Ihnen würde ein kleines Mittagessen gut tun; auch Sie müssen wieder zu Kräften kommen. Vielleicht essen Sie jetzt mal etwas Herzhaftes? Auch ein Stück Kuchen könnte gut tun oder eine Marzipanschnecke? Nervennahrung! Ich hatte mal eine Patientin, die kam wunderbar zur Ruhe, wenn sie Puddingplätzchen aß.

Wenn Sie dann, so in einer Stunde vielleicht, wieder zurück zu Ihrer Frau kommen, sieht die Welt schon ganz anders aus. Ihre Frau konnte schlafen, Sie haben Energie getankt, es gibt eventuell auch schon die ersten Untersuchungsergebnisse bezüglich Ihres Kindes; wer weiß, vielleicht stellt sich auch heraus, dass alles gar nicht so schlimm war? Natürlich bin ich auch dann jederzeit für Sie da.

Ach, und Sie könnten doch auch die Gelegenheit nutzen – während Ihre Frau schläft – ihr ein kleines Zeichen Ihrer Dankbarkeit zu kaufen? Holen Sie ihr etwas Schönes: Wie wäre es mit ein paar Blumen? Oder einem kleinen Büchlein mit schönen Gedichten, damit sie wieder auf andere Gedanken kommt?

PETER CLASEN: Marzipanschnecken und Gedichte? Ich kann mir doch jetzt nicht den Magen vollschlagen oder nach Bilderbüchern Ausschau halten? Sie haben Ideen ... aber Sie stecken ja auch nicht in meiner Haut.

DR. RENSCHENBACH: Wissen Sie's? Ich hab auch schon mal jemanden verloren, und ...

PETER CLASEN: *(fällt ihr ins Wort)* Schon gut, tut mir leid. Vielleicht haben Sie sogar recht ... Ich werde meine Frau wohl noch etwas schlafen lassen. Au weia ... *(fasst sich an die Stirn)*

DR. RENSCHENBACH: Ja?

PETER CLASEN: Die Eltern von Verena muss ich noch anrufen. Und meine Mutter macht sich bestimmt auch schon Sorgen. Mann, was soll ich denen nur

sagen. (*tastet sich ab; sucht offensichtlich sein Handy*) Nicht mal mein Handy hab ich dabei.

DR. RENSCHENBACH: Sie dürfen hier sowieso kein Mobiltelefon benutzen, wegen der Geräte. Aber wenn Sie zum Haupttor rauskommen, ist rechts das große Geldinstitut, die Bank, und da stehen noch Telefonzellen. Die sind meistens frei.

PETER CLASEN: Na wenigstens den Tipp von Ihnen kann ich gebrauchen. Ich gehe dann mal telefonieren. (*zu seiner Frau*) Verena, Liebste, sei tapfer, schlaf ein bisschen. Bin bald wieder da, ruf mal eben die Eltern an, die sorgen sich sonst.

Der Mann verabschiedet sich von seiner Frau und hastet aus dem Krankenzimmer. Er taucht auf dem Videoclip wieder auf; man sieht, wie er vom Krankenhaus zu den Telefonzellen rennt. Dort stößt er fast mit jener jungen Frau zusammen, die gerade am Telefon offensichtlich erfolglos war und den Hörer entnervt aufgeknaallt hat. Die Kamera verfolgt nun das Mädchen. Man sieht, wie es die Bank betritt, dort in den Fahrstuhl steigt, bis in das dritte Stockwerk fährt. Dort geht sie langsam auf die Tür mit der Aufschrift »Vorstand« zu und öffnet sie.

Die Bühne ist geteilt und veranschaulicht zwei unterschiedliche Situationen: Der linke Teil der Kulisse zeigt das Büro einer gut situierten Führungskraft, seitlich davon ein Vorzimmer mit Sekretärin und PC. Zur rechten Seite hin sieht man den deutlich abgetrennten zweiten Teil der Kulisse: den privaten Wohnbereich einer wohlhabenden Familie; in großen, feudalen Sesseln sitzen feine Damen, vor sich Knabbereien, Sektgläser, Proseccoflaschen.

Zwischen beiden Kulissenteilen bewegt sich der »Mann im cremeweißen Anzug« hin und her.

Szene 3: Die Geschichte von Vanessa, ihrem Vater und seiner Frau

Das Mädchen stürzt (von links) in den Raum. Sie rennt direkt auf den gut gekleideten Herrn zu, der hinter dem größeren Schreibtisch residiert. Er schaut überrascht hoch; die Vorzimmerdame versucht, das Mädchen aufzuhalten.

VORZIMMERDAME: Sie können da jetzt nicht rein. Herr Scholten muss wichtige Besprechungen vorbereiten.

VANESSA: Ich darf doch wohl noch zu meinem Vater, wenn er schon nicht ans Telefon geht? Oder Sie mich nicht durchstellen?

HERIBERT SCHOLTEN: Schon gut, lassen Sie mal ruhig meine Tochter durch. (*Pause, mustert das Mädchen*) Wie siehst du denn aus?